

Stil und Gesellschaft

Plädoyer für eine Allgemeine Stilistik*

Martin Siefkes, IUAV Venedig

Inhalt

1. Vorbemerkung	2
2. Dreimal mehr Information	2
3. Was ist Stil? – Eine einfache Definition	4
4. Eine elitäre Kategorie?	5
5. Die Wichtigkeit von Stil in der Gesellschaft	7
5.1 Pluralismus und Abgrenzung	7
5.2 Stil vermittelt zwischen Individuen und Gesellschaft	8
5.3 Habitus versus Stil	9
5.4 Die beiden Seiten des Stils	10
6. Hindernisse für eine Allgemeine Stilistik	11
6.1 Dominanz normativer Ansätze	11
6.2 Verallgemeinerung fachspezifischer Ergebnisse	12
6.3 Die Leitfunktion der Ästhetik für die Stilforschung	13
6.4 Die Reduktion auf Häufigkeiten	13
7. Auf dem Weg zur Allgemeinen Stilistik	14
8. Ausblick: Stilistik und Semiotik	16
9. Literatur	17

* Copyright © 2013 Martin Siefkes. Dieses Werk wird unter den Bedingungen der „Creative Commons Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen Deutschland“-Lizenz (abgekürzt „CC BY-SA“) in der Version 3.0 veröffentlicht. Der Text der Lizenz ist unter der Internetadresse <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/de> erhältlich. Der vorliegende Beitrag wurde mit einem Feodor Lynen-Forschungsstipendium für Postdoktoranden der Alexander von Humboldt-Stiftung unterstützt.

1. Vorbemerkung

Dieser Essay will eine informelle, leicht verständliche Annäherung an ein Thema bieten, mit dem sich der Verfasser in seiner Dissertation (Siefkes 2012) ausgehend von semiotischen Grundlagen beschäftigt hat: Der Allgemeinen Stilistik. Ausgangspunkt ist die Annahme, dass es in allen Bereichen, in denen wir von „Stil“ sprechen, Gemeinsamkeiten zwischen den damit jeweils bezeichneten Phänomenen gibt. Es werden einige dieser Gemeinsamkeiten herausgegriffen und unter dem Stichwort „Information“ verhandelt, das hier in einer vortheoretischen, alltagssprachlichen Weise gebraucht wird.

Dabei verzichtet der Essay auf semiotische Fachterminologie, um den Einstieg zu erleichtern, was aber notwendigerweise mit Vergrößerungen erkaufte wird. Er ist als erste Annäherung und als komplementär zu den stärker wissenschaftlichen Texten zum Thema (Siefkes 2009, 2011, 2012) zu verstehen.

Im Folgenden wird der Nutzen einer Allgemeinen Stilistik begründet und deren Forschungsperspektive eingenommen. Dies impliziert keineswegs, dass die in Einzeldisziplinen – etwa der Linguistik, Literatur-, Architektur- und Kunstwissenschaft – betriebene Forschung für weniger wichtig erachtet würde. Vielmehr wird angenommen, dass eine Allgemeine Stilistik sich auf einer anderen Beschreibungsebene befindet, indem sie diejenigen Aspekte beschreibt, die den Phänomenen, die in verschiedenen Bereichen von Kultur und Verhalten mit „Stil“ bezeichnet werden, gemeinsam sind (vgl. hierzu Siefkes 2012, Kapitel 8.1). Dafür bietet die Semiotik, als Wissenschaft von den Zeichenprozessen, die notwendige Terminologie.

Eine Allgemeine Stilistik kann und soll die Aufgaben der Stilforschung in den Einzeldisziplinen, die die jeweils bereichsspezifischen Ausprägungen von Stil (Sprachstil, musikalischen Stil usw.) mit der dafür angemessenen Terminologie untersucht, nicht übernehmen; sie kann aber die gemeinsamen Grundlagen klären und damit als Bezugspunkt für übergreifende Fragestellungen dienen.

2. Dreimal mehr Information

Zum Einstieg in unser Thema soll eine Geschichte aus dem Büroalltag dienen:

- (1) Stellen wir uns vor, ich komme an einem ganz normalen Tag morgens ins Büro. Als erstes erfahre ich, dass eine Kollegin in der anstehenden Sitzung einen Vorschlag zu einem Problem machen wird, das unsere Abteilung schon länger beschäftigt. Ich kenne die Kollegin und weiß, wie sie Probleme löst; die Lösung wird elegant klingen und daher beim Management Eindruck machen, aber in der Praxis schwer durchführbar sein, weil sie weitrei-

chende Änderungen nach sich ziehen würde. Dabei ist die Kollegin fachlich durchaus kompetent: Der Grund für ihren *Problemlösungsstil* liegt darin, dass sie längere Zeit im Management tätig war und die Lösungen, die dort bevorzugt werden, verinnerlicht hat. Aufgrund meiner Kenntnis des Stils, mit dem die Kollegin an Probleme herangeht, kann ich mich auf die zu erwartende Diskussion einstellen, obwohl ich den *Inhalt* der von ihr vorgeschlagenen Lösung noch gar nicht kenne.

(2) Später am Tag fährt mich ein Kollege zu einem Termin. Wir arbeiten noch nicht lange zusammen und ich bin mit diesem Kollegen nur oberflächlich bekannt; überraschend hat sich die Gelegenheit ergeben, mit ihm zusammen als Partner eine kleine Firma zu übernehmen, wofür ich jedoch meinen Job kündigen müsste. Da ich mich schon immer gerne selbstständig machen wollte, ist das ein verlockendes Angebot. Doch nun bemerke ich bei der Autofahrt, dass der Kollege schnell und dabei oft unaufmerksam fährt. Er nimmt die Hände mehr als einmal vom Steuer, fährt relativ dicht auf und ärgert sich lautstark über einen kleinen Wagen, der an der Kreuzung nicht sofort losfährt. Sein *Fahrstil* ist zwar nicht direkt gefährlich, aber ich kann darauf schließen, dass er wenig Geduld für (vermeintliche oder tatsächliche) Schwächen seiner Umgebung aufbringt; es fehlt ihm schlicht an Kooperationsfähigkeit. Er sitzt in seinem Auto wie in seinem kleinen Reich und realisiert nicht, dass der Straßenverkehr eine gemeinsam zu bewältigende Aufgabe darstellt. Ich bewerte frühere Gespräche und Aussagen neu und vermute, dass er dieselbe Eigenschaft auch im geschäftlichen Bereich zeigt. Der Kollege ist fähig, aber egozentrisch, mit einer Tendenz zur Selbstüberschätzung. Ich beschließe daher, mich nicht ohne weitere Erkundigungen auf eine Geschäftspartnerschaft mit ihm einzulassen.

(3) Als der Kollege in meine Straße einbiegt, beginnt im Autoradio ein Song, den ich nicht kenne. Noch bevor der Text beginnt, erkenne ich am *musikalischen Stil* die Band und rufe spontan aus: „Das ist also die neue Single von *TV on the Radio!*“ Mein Kollege mag diese Band auch und hält mich für gut informiert. Er respektiert mich nun als Musikliebhaber, und wir gehen in Zukunft einige Male zusammen in Konzerte. Obwohl es mit der gemeinsamen Firma nichts wird, bildet die Musik ein Gesprächsthema und hilft uns, trotz des gescheiterten Projekts weiter gut zusammenzuarbeiten.

Die kleine Geschichte führt drei verschiedene Situationen vor, die etwas gemeinsam haben: Es handelt sich um Gelegenheiten, bei denen das Wissen über Stil es mir ermöglichte, souverän mit meiner Umwelt zu interagieren. Zwar ist die Geschichte fiktiv; aber tatsächlich sind Situationen, in denen wir aus Stilen Informationen ziehen und uns dabei in unserer Umwelt orientieren, ganz alltäglich, und es kann einiges davon abhängen, dass wir Stile erkennen und richtig interpretieren.

Die drei Fälle beleuchten unterschiedliche Arten, die Information in Stilen zu nutzen: Im ersten Fall konnte ich eine *Vorhersage* machen: Ohne etwas über die Lösung zu wissen, die die Kollegin in der Sitzung vorschlagen würde, konnte ich einige ihrer Eigenschaften vorher-

sagen und mich entsprechend vorbereiten. Im zweiten Fall konnte ich Schlüsse über den Kollegen aufgrund seines Fahrstils ziehen, und damit *Wissen* gewinnen, das mir anders nicht zugänglich gewesen wäre. Und im dritten Fall gelang mir die *Zuordnung* eines Lieds zu einer Band. Das war zwar keine besondere Leistung; mit derselben Methode der Zuordnung eines Artefakts zu einer Gruppe von Produzenten werden aber in der Archäologie oder der Kunstgeschichte wichtige Fragen geklärt.

Stile ermöglichen also *Vorhersagen*, sie vermitteln *Wissen* (über den Stilproduzenten, die Kultur oder den Kontext der Anwendungssituation des Stils), und sie erlauben die *Zuordnung* eines Artefakts zu einem Produzenten – drei verschiedene Anwendungsmöglichkeiten, die jede für sich genommen sehr nützlich sein können. Zusammen genommen machen sie Stil zu einer äußerst wertvollen Informationsquelle.

Umgekehrt betrachtet wird Stil zu einem Strom von Informationen, den jede/r von uns beständig über sich selbst aussendet, und der von jedem, der über die Kompetenz der Stilwahrnehmung verfügt, gelesen werden kann. Denn Stile kann man nicht ‚abstellen‘; jedes Verhalten und Artefakt hat einen Stil. Ist man sich dessen bewusst, kann man die durch Stile übermittelten Informationen bewusst kontrollieren, oder ist sich zumindest dessen bewusst, was man anderen nolens volens über sich mitteilt.

3. *Was ist Stil? – Eine einfache Definition*

Dieser Essay stellt keine wissenschaftliche Einführung in die Allgemeine Stilistik dar; dafür sei an dieser Stelle auf die Dissertation des Verfassers (Siefkes 2012; vgl. zur Definition Kapitel 2.16) und zwei einführende Artikel (Siefkes 2009 und 2011) verwiesen. Was im Folgenden zur Definition von Stil und zu den Konsequenzen von Stil für die Gesellschaft gesagt wird, ist als Zusammenfassung einiger Aspekte dessen zu verstehen, was in den genannten Publikationen genauer dargestellt und begründet wird.

Wir versuchen zunächst, durch Formulierung der Gemeinsamkeiten aus den drei Ereignissen, die in Abschnitt 2 beschrieben wurden, zu einer informellen Stildefinition zu gelangen:

- (a) Es wird ein bestimmtes Schema ausgeführt. Unter „Schema“ soll dabei eine kulturell geteilte Festlegung von Verhaltens-, Artefakt- bzw. Textklassen verstanden werden, die durch bestimmte Eigenschaften gekennzeichnet sind, als zusammengehörig gelten und deshalb auch oft durch eigene Lexeme bezeichnet werden. Hier handelt es sich um die Schemata „Problemlösen“, „Autofahren“ und „Popsong“.
- (b) Schemata unterspezifizieren ihre konkreten Realisierungen: Man kann ein Problem auf verschiedene Arten lösen, auf verschiedene Arten Auto fahren, einen Popsong auf ver-

schiedene Arten komponieren. Obwohl jeweils dasselbe Schema zugrunde liegt (es wurde eine Lösung entwickelt, Auto gefahren, ein Popsong komponiert), gibt es *Variation* zwischen den entstandenen Realisierungen: Abgesehen von den Eigenschaften, die alle Problemlösungen, Autofahrten und Popsongs gemeinsam haben, und jenen, die auf Bedingungen des Kontexts, des Inhalts und/oder der Funktion zurückzuführen sind,¹ gibt es solche, die auf die individuelle *Ausführungsweise* des Schemas zurückzuführen sind.

- (c) Die Varianz bei der Ausführungsweise kann auch rein zufällig sein; damit ließe sich jedoch in den oben genannten Beispielen nicht erklären, wie erfolgreich Information gewonnen wurde. Offenbar lagen in den drei Fällen bestimmte Regelmäßigkeiten vor, die erkannt wurden. Auf Grundlage des bisher Erläuterten ergibt sich damit eine Stildefinition: *Als „Stil“ wird eine Menge von erkennbaren Regelmäßigkeiten bei der Ausführung eines Schemas bezeichnet, die nicht auf Kontext, Funktion oder Inhalt zurückzuführen sind.*

4. Eine elitäre Kategorie?

In Abschnitt 2 wurde an drei Beispielen gezeigt, dass der gekonnte Umgang mit Stilen durchaus nützlich sein kann. Nun könnte man allerdings einwenden, die beschriebenen Vorteile bezögen sich ja nur auf individuelle Stilkompetenz, ja sie hätten sogar etwas Egoistisches. Wer sich gut auskennt mit Stilen, hat offenbar einen Vorteil. Aber was haben die anderen davon? Ist Stil für die Gesellschaft nicht eher ein Nachteil als ein Vorteil?

Tatsächlich steht Stil im Ruf, eine elitäre Kategorie zu sein: Wer sich zu sehr um seinen oder ihren Stil kümmert, konzentriert sich offenbar auf Äußeres und Auftreten und nicht auf die Substanz, die wirklichen Fähigkeiten und die Lösung von Problemen. Werden Stil und ähnliche Bewertungskategorien in einer Gesellschaft wichtig, kann das leicht dazu führen, dass Menschen nach Äußerlichkeiten bewertet werden. Dann kommt es vor, dass Politiker von den Medien zu Stars hochgeschrieben werden, weil sie einen Adelstitel tragen und souverän auftreten; und dass sogar akademische Leistungen gefälscht werden, um einen begehrten Titel zu tragen, der damit zu einer äußerlichen Zierde wird.

¹ Neben den Aspekten einer Realisierung, die durch das Schema festgelegt sind, gibt es solche, die durch den Kontext (die jeweilige Situation), den Inhalt oder die Funktion der Realisierung bestimmt sind. Diese Aspekte werden bei der Wahrnehmung von Stilen ‚herausgerechnet‘ – so würde man z.B. beim Autofahren nur jene Differenzen als stilistisch bedingt auffassen, die nicht durch Unterschiede der Strecke, des Wetters oder des Verkehrs erklärbar sind. Fahre ich beispielsweise langsamer als jemand anders, weil es inzwischen regnet oder ich eine andere, schlechtere Straße benutze, ist dies kein stilistischer Unterschied; fahre ich jedoch bei gleichen Bedingungen langsamer als jemand anders, würde dies wohl dem Stil zugerechnet.

In Diskussionen über Stil wird gelegentlich auf solche Auswüchse hingewiesen und damit begründet, dass Stil eine möglichst geringe Rolle in der Gesellschaft spielen sollte. Ganz offensichtlich sei es doch gut, den Einfluss von Stil zurückzudrängen, wenn er solche Auswirkungen habe? – Dem kann man entgegenreten, indem man auf die Unterscheidung zwischen normativem und informativem Umgang mit Stilen hinweist. Schließlich hat sich Stil in vielen Bereichen stark ausdifferenziert und ist zu einem komplexen Repertoire an interagierenden Zeichensystemen geworden, die nach Bedarf und Interesse eingesetzt und rezipiert werden, ohne dass damit gleich eine Wertung verbunden wäre: Man denke nur an die wachsende Vielfalt von Jugendkulturen oder den virtuosen Einsatz verschiedener Stile, der heute in Kunst und Literatur ebenso wie im Internet und Fernsehen selbstverständlich ist. Dagegen gilt die oben beschriebene „Wertung nach Stilen“ überwiegend als altmodisch: Kaum jemand würde sich heute dafür aussprechen, den Stil einer Person auf dieselbe Stufe zu stellen wie ihre Fähigkeiten und (etwa bei einem Lehrer oder Arzt) zum Kriterium für die Vergabe von beruflichen Positionen und gesellschaftlicher Anerkennung zu machen.²

Dies ändert aber nichts daran, dass gerne wertend über Stile gesprochen wird. Zu den normativen Verwendungsweisen, die in Bezug auf Verhalten, Texte oder auch Gebäude häufig angewandt werden, gehört die Unterscheidung von „gutem Stil“ und „schlechtem Stil“. Manchmal wird im sprachlichen Ausdruck sogar „guter Stil“ mit „Stil“ überhaupt gleich gesetzt, indem gesagt wird: „Er/sie hat Stil“ oder „Er/sie hat keinen Stil“. In dieser Verwendungsweise wird der Stilbegriff selbst normativ; guter Stil ist Stil schlechthin, und schlechter Stil ist überhaupt kein Stil mehr. Diese normative Verwendungsweise von „Stil“ ist sorgfältig von der deskriptiven zu unterscheiden; nur die letztere kann Grundlage wissenschaftlicher Stildefinitionen sein. (Dies ist nicht immer beachtet worden; vgl. Abschnitt 6.1.)

Die Tendenz zur normativen Verwendung eines bestimmten Begriffs ist aber sicher kein Grund, der gegen die Klärung des Phänomens, das wir damit bezeichnen, spricht. Im Gegenteil: Analysiert man die Funktionen und die Relevanz von Stil in der Gesellschaft, dann versteht man auch, warum so häufig Kämpfe um „richtig“ und „falsch“ auf der Bühne des Stils ausgefochten worden sind.

² Dabei darf man allerdings nicht übersehen, dass Stile auch in den Bereich der relevanten Fähigkeiten fallen können, etwa der Kommunikationsstil eines Teamleiters oder der Fahrstil eines Busfahrers. Der Übergang ist fließend: Ob der persönliche Stil bei Lehrer/innen als Teil ihrer pädagogischen Kompetenz angesehen werden sollte, und falls ja, ob nur Vermittlungskompetenzen (etwa ein „verständlicher Erklärungsstil“) oder auch Aspekte des Auftretens (wie „souveräner Umgangsstil“) dazu gehören, ist nicht offensichtlich.

5. Die Wichtigkeit von Stil in der Gesellschaft

Bisher wissen wir nur, warum Stil für den einzelnen wichtig ist: Die Fähigkeit zum Umgang mit Stilen verschafft ihm Informationen über andere und ermöglicht es ihm, seine Informationsabgabe an andere besser einzuschätzen und teilweise zu kontrollieren. Was für eine Rolle spielt Stil aber in der Gesellschaft insgesamt?

5.1 Pluralismus und Abgrenzung

Tatsächlich hat Stil eine erhebliche gesellschaftliche Relevanz: Diese ergibt sich zum einen direkt aus der Wichtigkeit des souveränen Umgangs mit Stilen und den Ungleichheiten, die sich daraus ergeben, dass Stilkompetenz nicht allen gleichermaßen zur Verfügung steht. Noch wichtiger ist jedoch die Funktion, die Stile zur Anzeige gesellschaftlicher Unterscheidungen und Markierung von Gruppenzugehörigkeit haben, wobei sie gleichzeitig der Identitätsbildung und der Angleichung von Verhaltenskonventionen dienen: Nicht mit allen Stilen kann man alles gleich gut machen, und wer die Stile einer Gruppe lernt, lernt dabei meist auch die Handlungen und Verhaltensweisen, für die diese Stile geeignet sind.

Werden Stile flexibel gehandhabt, können sie daher auch zur Annäherung und Abgrenzung eingesetzt werden: Hierarchien und Konkurrenzkämpfe innerhalb von Gruppen werden über Stile ausgetragen, etwa wenn ältere Angehörige einer Berufsgruppe oder Subkultur den jüngeren ‚zeigen, wie man’s richtig macht‘. Annäherung oder Abgrenzung zwischen Gruppen finden durch Übernahme von Merkmalen der jeweils anderen Gruppe oder durch gezielte Abwandlung des eigenen Stils statt.

Wer den Stil einer bestimmten Gruppe, Institution, Schicht, Subkultur usw. beherrscht (etwa der Wissenschaft, der Medizin oder einer Jugendkultur), wird als Insider dieser Gruppe betrachtet. Wer einen Text über ein bestimmtes Milieu schreibt und sich als Spezialist ausweisen will, tut gut daran, den jeweiligen Soziolekt und Gruppenstil anzuwenden. In der Literatur wird daher seit einigen Jahrzehnten häufig mit Soziolekten, Gruppenstilen und Fachdiskursen gearbeitet, einerseits um den Autor als fachkundig auszuweisen, andererseits um dem Leser das Gefühl eines authentischen Einblicks zu geben: Als Beispiele seien die Theaterstücke von Ulrich Plenzdorf, die Inszenierungen von Thomas Ostermaier oder die Romane von David Foster Wallace genannt.

Zwischen linguistischer Stilistik und Soziolinguistik besteht ein enger Zusammenhang: Soziolekte, Register, Fachsprachen, institutionsspezifische Ausdruckweisen, Gruppenstile und Subkultur-Jargon sind nur einige Sprachverwendungsphänomene, die ganz oder teilweise unter Stil fallen. Ein zentraler Aspekt von Stil ist also die *Erzeugung von Gruppenzugehörigkeit*, die *Identitätsbildung* sowohl in Gruppen als auch für das Individuum: Je vielfäl-

tiger und pluralistischer eine Gesellschaft ist, desto wichtiger ist es, mit Stilen eigene (faktische oder gewünschte) Zugehörigkeiten zu signalisieren. So kann sich ein Jugendlicher, wenn er die Stile beherrscht, gleichzeitig auf der Straße als Angehöriger einer Subkultur (z.B. des Hip-Hop), in der Schule als Angehöriger der Bildungsschicht und in Familie und Bekanntenkreis als Angehöriger seiner Generation (in Abgrenzung zu den Erwachsenen) markieren.

Stil kann zudem auf die Unterscheidung zwischen etablierten Konventionen und der Abweichung von diesen Konventionen bezogen werden. Stil ist insofern gesellschaftlich relevant, als sich auf diesem Terrain viele Kämpfe um Erneuerung abspielen und manchmal vermittelt werden; häufig gehen solche Arten, bereits bekannte Schemata anders zu realisieren, größeren Veränderungen voraus, die auch die Schemata selbst betreffen oder gar neue erzeugen. Beispielsweise fand der Willen zum grundsätzlichen gesellschaftlichen Neuaufbau der Moderne (verstanden als die von etwa 1910 bis 1965 dominierende Periode) über die unterschiedlichen Erneuerungskonzepte hinweg ihren Ausdruck in einem klar erkennbaren Stil, während die danach beginnende Postmoderne ihre Betonung der Heteronomie ausdrückte, indem sie den Stilmix praktizierte und sich eklektisch bei früheren Stilen bediente.

Auch für die Unterscheidung zwischen „Original“ und „Fälschung“ bei Artefakten oder Texten ist Stil oft von großer Bedeutung. Originale sind dadurch gekennzeichnet, dass sie einem bestimmten Produzenten oder einer durch bestimmte Merkmalsregeln gekennzeichneten Produzentengruppe (einem einzelnen Künstler, einer bestimmten Tradition oder Zeitepoche oder einem Unternehmen) zuzuordnen sind, während Fälschungen den *Eindruck* erwecken möchten, von diesem Produzenten oder dieser Produzentengruppe zu stammen. Da es sehr schwierig ist, Stile exakt nachzumachen, können Experten für das jeweilige Gebiet häufig Fälschungen von Originalen anhand von kleinen Stilabweichungen unterscheiden.

5.2 *Stil vermittelt zwischen Individuen und Gesellschaft*

Je vielfältiger und pluralistischer eine Gesellschaft ist, desto wichtiger werden Stile, mit denen der/die Einzelne den allgemein verbreiteten Verhaltensweisen einen persönlichen Stempel aufprägen kann, ohne sich ganz zu verweigern; schließlich geht es bei Stil darum, dasselbe *auf andere Art* zu tun. Stil hat daher auch dort, wo er scheinbar abweicht und protestiert, immer mit einer grundlegenden Bereitschaft zum Mitmachen zu tun. Überdies kann man mit Stilen *persönliche Interessen und Vorlieben* kommunizieren, Ansichten ausdrücken und die Identifikation mit Gruppen kund tun. Es ist daher ganz sicher verfrüht, aufgrund der Globalisierung eine weltweite Angleichung der Lebensstile zu postulieren; eher ist zu erwarten, dass Stile als individuelle Abgrenzungsmöglichkeiten sogar noch an Wichtigkeit gewinnen.

Stil entsteht in der Umgangsweise von Individuen mit einem Repertoire an tradierten *Schemata*. Daher ermöglichen Stilvorgänge auch Veränderung dieser Schemata, und damit gesell-

schaftliche Veränderung insgesamt. Im Bereich des Stils ist es möglich, individuelle Lösungen zu finden, seine Haltung zum ausgeführten Schema auszudrücken und Hinweise auf Veränderungspotentiale zu geben. Stellt sich etwas als erfolgreich heraus, kann oft das Schema entsprechend angepasst werden.

Diese Effekte machen Stile zu einer Art „Laboratorium“, worin Reflexion stattfinden und Innovation geprüft werden kann. Dies erklärt auch, wieso gesellschaftliche Innovation oft über Stile erprobt, ausgehandelt und von Avantgarden an den Rest der Gesellschaft vermittelt wird: Dies gilt für Kultur, Kunst und Politik ebenso wie für alltägliches Verhalten wie Kleidung oder Interaktion. Stile ermöglichen somit ein rasches und, da nicht gleich eine Schemaänderung erfolgt, spielerisches Durchsuchen des „Raums der Möglichkeiten“ nach neuen Ausführungsweisen von Verhalten, Artefakten oder Texten und vergrößern damit die *Veränderungsfähigkeit* einer Gesellschaft.

Relevant ist überdies, dass Stile (als die individuelle Seite der Anwendung von Schemata) nur dort überhaupt wahrgenommen werden können, wo akzeptiert wird, dass es verschiedene Möglichkeiten gibt, Schemata anzuwenden. In Gesellschaften, die den Individuen wenig Geltung zusprechen, sondern in denen nur die Schemata selbst als wichtig gelten, können unterschiedliche Arten der Schemaausführung nur auf einer Wertungsskala von „richtig“ bis „falsch“ eingeordnet werden. Wo individueller Spielraum bei der Schemaausführung und der Verwendung von Kodes (wie der Sprache, Gestik, Mimik oder Kleidungskonventionen) nicht denkbar ist, können auch keine Stile wahrgenommen werden. Die Ausbreitung von Stilkompetenz und von individuellen Stilen bedingen sich daher gegenseitig und tragen zusammen zur Individualisierung von Gesellschaften bei.

5.3 *Habitus versus Stil*

Je hierarchischer eine Gesellschaft ist und je unterschiedlicher die Macht auf verschiedene Schichten, Geschlechter oder andere soziale Gruppen verteilt ist, desto wichtiger wird für gewöhnlich die Rolle von Stil. Er wird dann zu einem Teil des Habitus, mit dem Klassen-, Geschlechts- und Gruppenzugehörigkeit markiert wird.

Der Begriff ‚Habitus‘ wurde in der Soziologie schon lange verwendet, beispielsweise von Emile Durkheim, Max Weber, Marcel Mauss und Norbert Elias; Pierre Bourdieu war es schließlich, der in „Die feinen Unterschiede“ (Bourdieu 1979) die zentrale Rolle des Habitus in stratifizierten Gesellschaften in ihren unterschiedlichen Aspekten hervorhob und dem Begriff einen systematischen Status in seiner soziologischen Theorie gab. Bourdieu fasst Habitus als System von Verhaltensdispositionen auf, die die situationsabhängige Erzeugung von Verhalten ermöglichen, etwa im Sinne einer generativen Grammatik des Verhaltens.

Der Habitus nach Bourdieu ist also ein *Produktionssystem* für klassen-, geschlechts- und gruppenspezifisches Verhalten des Individuums: Daher kann das Ergebnis des Habitus, das auf der Oberfläche beobachtete Verhalten, nicht einfach nachgeahmt werden. Menschen, die sich durch angenommene Verhaltensweisen als zugehörig ausweisen wollen (z.B. soziale Aufsteiger im Management oder Nachahmer einer Subkultur, die nicht in dieser sozialisiert wurden), werden rasch als ‚soziale Fälschung‘ erkannt, weil sie nur konkretes, situationsspezifisches Verhalten imitieren können: Dagegen weisen sich die Angehörigen der Schicht oder Gruppe gerade dadurch, dass sie auf unbekannte Situationen in der habituspezifischen Weise reagieren, als zugehörig aus.

Habitus hat daher einiges mit Stil gemeinsam: Auch dieser besteht aus Regeln, mit denen auf neue Situationen reagiert werden kann. Ein wichtiger Unterschied besteht allerdings darin, dass Stile übernommen oder gelernt werden können, da sie aus einer Menge von Merkmalen bestehen, die erkannt und imitiert werden können. Dagegen kann Habitus nicht einfach gelernt werden, da er als *Prägung* durch alle bisherigen sozialen Erfahrungen entsteht. Habitus ist eine Art ‚komprimierte Geschichte‘ der sozialen Erfahrungen des Individuums.

Gleichartiger Habitus entsteht durch vergleichbare Lebensweise und soziales Umfeld und kann als komprimierte Speicherung dieser Erfahrungen im Gehirn aufgefasst werden. Aufgrund der neurologischen Plastizität des Gehirns ist es sogar sehr wahrscheinlich, dass das Gehirn selbst durch diese Prägungen verändert wird. Eine Übernahme des Habitus ist daher normalerweise nicht möglich.

Stil ist dagegen ein gesellschaftlich *dynamischer Faktor*, der gerade in Zeiten des Umbruchs regelmäßig außerordentliche Wichtigkeit erlangt: Angehörige einer Gruppe, die etwas dauerhaft anders machen will (sei dies politisch, künstlerisch, technisch, in privaten Beziehungen oder im ‚Lebensstil‘ insgesamt), können einen *neuen Stil entwickeln*, der ihre Einstellungen ausdrückt und von anderen übernommen werden kann. Stil wird damit zu einem *Kommunikationsmedium* neuer Möglichkeiten, das zugleich mit dem Willen zur Veränderung auch die Alternative selbst übermittelt und in der Gesellschaft verbreitet.

5.4 Die beiden Seiten des Stils

Zugleich steht dieser dynamischen, verändernden Seite von Stilen auch eine konservative, erhaltende Seite gegenüber: Wie bereits gesagt, spielen Stile eine zentrale Rolle bei der *Markierung gesellschaftlicher Unterschiede*. Ohne sie wäre es kaum möglich, die Trennung der Schichten, Geschlechter und Milieus im Alltag durchzuhalten. Wachleute würden nicht wissen, wenn sie kritisch zu beäugen haben; Türsteher einer Disko nicht, wer szenefremd ist und draußen bleiben muss; Eltern nicht, welcher potentielle Schwiegersohn nicht zu ihrer Tochter

passt; Wähler nicht, welchem Politiker sie ihre Stimme geben können, weil er ja ‚sympathisch und bodenständig‘ ist, halt ‚einer von uns‘ ...

Je größer die sozialen Unterschiede innerhalb einer Gesellschaft sind, desto wichtiger werden Stile, die diese Unterschiede markieren. Umgekehrt heißt dies allerdings auch: Ist der Stil als allgegenwärtiges Unterscheidungskennzeichen etabliert, verlässt sich die Gesellschaft in erheblichem Maß auf ihn. Wer nun in der Lage ist, einen anderen Stil überzeugend anzunehmen, kann die Angehörigkeit zu einer gesellschaftlichen Klasse oder Gruppe simulieren, wie eine Reihe von berühmten Hochstaplergeschichten³ zeigen. Sobald die gesellschaftlichen Unterschiede geringer und/oder durchlässiger werden, verliert der Stil als Zuordnungs- und Unterscheidungsmerkmal an Relevanz. Kann etwa ein Arbeiterkind zum Arzt aufsteigen, kann ein Bewerber für eine Arztstelle nicht bereits aufgrund eines nicht-bürgerlichen Auftretens als Hochstapler, der die Ausbildung gar nicht absolviert hat, erkannt werden. Dokumente und Nachweise gewinnen dann an Wichtigkeit.

Die Rolle von Stil bei der Abgrenzung verschiedener Milieus, Szenen und Subkulturen voneinander gehört in den Bereich der *Identitätsbildung*. Eine dunkle Seite nimmt diese Eigenschaft an, wenn sie zur ideologischen Abgrenzung nationaler oder ‚völkischer‘ Zugehörigkeit verwendet wird. So wurden im neunzehnten Jahrhundert völkertypische und bald auch ‚rasse-typische‘ Verhaltensstile behauptet. Dabei wurden gesellschaftlich und kulturell bedingte Unterschiede *naturalisiert*, das heißt als biologisch bedingt aufgefasst; eine Sichtweise, die im rechtsextremen Milieu bis heute auf fruchtbaren Boden fällt.

6. *Hindernisse für eine Allgemeine Stilistik*

Die Geschichte der Stilforschung ist geprägt durch eine Reihe von Einseitigkeiten der Herangehensweise, die alle ihre historischen Gründe und Legitimationen haben, in ihrer Summe jedoch dazu geführt haben, dass bislang keine allgemeine Stiltheorie entwickelt wurde.

6.1 *Dominanz normativer Ansätze*

Ein Grund bestand darin, dass beim Schreiben über Stil oft nicht ausreichend klar zwischen deskriptiv und normativ, zwischen Darstellung und Wertung unterschieden wurde. Dies gilt für die Philosophie ebenso wie für die Wissenschaft. So versuchte noch Gadamer in seinem

³ Klassische Beispiele sind Carl Zuckmayers „Der Hauptmann von Köpenick“ und Thomas Manns „Felix Krull“. In neuerer Zeit haben Hochstapler wie Gerd Postel oder das von Steven Spielberg in „Catch Me If You Can“ (2002) verfilmte Leben des Frank Abagnale, der sich erfolgreich als Pilot, Oberarzt und Staatsanwalt ausgab, gezeigt, dass sich die Gesellschaft nach wie vor durch Stilsicherheit in die Irre führen lässt.

Hauptwerk „Wahrheit und Methode“ (Gadamer 1960), Stile als notwendig normativ zu rechtfertigen. Bei der Suche nach Literatur zum Schlagwort „Stil“ in Büchereien oder Onlinebuchhändlern überwiegen Titel, die man der „Ratgeber-Literatur“ zuordnen kann.

Die normative Herangehensweise an Stil kann sich durchaus auf eine große Tradition berufen: In der Antike war die Stilistik zunächst ein Teil der Rhetorik, sie umfasste die „*elocutio*“, jenen Teil einer Rede, in dem die bereits gefundenen und strukturierten Gedanken formuliert wurden, bevor der Orator sie sich ins Gedächtnis einprägte („*memoria*“). So richtig es also ist, dass Stil von Anfang an in normativen Kontexten betrachtet wurde, so ist doch zugleich offensichtlich, dass es ein Phänomen Stil gibt, das nur mit einer deskriptiven Herangehensweise angemessen erfasst wird: Gibt es eine Art des „richtigen“ und eine des „falschen“ Sprechens, dann gibt es auf jeden Fall verschiedene Arten; deren Unterschiede und Entstehung können deskriptiv untersucht werden.

6.2 *Verallgemeinerung fachspezifischer Ergebnisse*

Ein weiteres zentrales Problem der Stilistik war und ist bis heute, dass sie den interdisziplinären Charakter von Stil nicht angemessen erfasst. Innerhalb der Literatur- und Textwissenschaft wurden nichtsprachliche Stile oft gar nicht berücksichtigt oder es wurde nicht beachtet, dass die mit „Stil“ bezeichneten Phänomene dort nicht mit denselben Kategorien beschreibbar ist. Auch in der Kunst-, Architektur- und Musikwissenschaft wurden immer wieder Beschreibungsweisen entwickelt, die grundlegend auf bereichsspezifischer Terminologie aufbauen und daher nicht zu einer allgemeinen Stildefinition verallgemeinert werden können.

Natürlich ist es sinnvoll und wichtig, Stil nur im Gegenstandsbereich einer bestimmten Fachdisziplin zu untersuchen (also etwa „literarischen Stil“). Auch für die Robustheit solcher bereichsspezifischer Stiltheorien wäre es jedoch wichtig gewesen, auch die Frage nach den allgemeinen Grundlagen zu stellen, den *bereichsübergreifenden Eigenschaften von Stil*, auf die eine bereichsspezifische Beschreibung aufbauen könnte: Was ist Stil als allgemeines kulturelles Phänomen? Welche Aspekte konkret beobachteter Stilphänomene lassen sich auf „Stil“ in einer allgemeinen Verwendungsweise zurückführen, und welche sind spezifisch für den jeweiligen Bereich?

Aus Sicht der Allgemeinen Stilistik war es vor allem nachteilig, dass einige Bereiche fast völlig vernachlässigt wurden, weil sich keine der traditionellen Disziplinen für sie zuständig fühlte: Dazu gehören Stile bei alltäglichen Handlungen wie Autofahren, Bewegungsstile wie Geh- und Laufstile sowie die bei vielen Sportarten und Spielen festzustellenden Stile. Bei diesen Stilen treten andere Eigenschaften in den Vordergrund als bei sprachlichem Stil oder den künstlerischen Stilen. Für eine allgemeine Stiltheorie ist die Einbeziehung dieser Bereiche daher wichtig und zugleich eine große Herausforderung.

6.3 Die Leitfunktion der Ästhetik für die Stilforschung

Eine weitere Einseitigkeit der Stilforschung bestand darin, dass sie die meiste Zeit ihres Bestehens hindurch überwiegend unter ästhetischer Perspektive forschte: Stil wurde traditionell auf ästhetische Artefakte, Gebäude oder Texte bezogen, viel seltener auf solche ohne (explizite) ästhetische Funktion. Noch seltener wurden Stile bei Handlungen und Verhaltensweisen untersucht, obwohl wir den Begriff alltagssprachlich auch dort verwenden.

Mit der Konzentration auf Ästhetik dürfte auch zusammenhängen, dass Stil oft auf oberflächliche Eigenschaften, auf Auftreten und Erscheinung der Menschen und äußere Gestaltung der Dinge eingeschränkt wird: Die Kleidung eines Menschen oder das Karosseriedesign eines Autos scheinen prototypische Fälle von Stil zu sein. Tatsächlich unterscheiden wir „Stil“ von „Funktion“ (bei Artefakten), „Inhalt“ (bei Texten) und „Ziel“ oder „Zweck“ (bei Handlungen). Der Stil betrifft jedoch alle beschreibbaren Regelmäßigkeiten, die nicht durch diese Bereiche abgedeckt sind. So ist der technische Aufbau eines Autos oder Flugzeugs insoweit eine Frage des Stils, als er nicht durch die Funktion dieser Fortbewegungsmittel bestimmt ist. Gibt es keine funktionalen Gründe, ist die Frage, ob ein komplexes technisches Gerät modular aufgebaut ist oder hierarchisch einer zentralen Steuerung untersteht, eine des Stils.

Vielleicht liegt es an diesem Missverständnis, dass Denkstile oder Problemlösungsstile lange Zeit weniger Aufmerksamkeit erfahren haben als Kleidungsstile oder Redestile, obwohl sie im Alltag mindestens ebenso wichtig sind.

6.4 Die Reduktion auf Häufigkeiten

Lange Zeit war die Stilistik durch prominente Vertreter wie Leo Spitzer mit der Genieästhetik verbunden und als Teilgebiet der interpretierenden Rezeption von Literatur oder Kunst aufgefasst worden. Der Status als Wissenschaft schien erreicht, als in den 1960er Jahren eine neue Art der Stilistik aufkam: Die statistische Stilistik oder Häufigkeitsstilistik, die später in der Form der computerbasierten Stilistik eine Steigerung bezüglich Umfang der Korpora und Komplexität der Untersuchungsmethoden vollzog. Statistische Untersuchungen litten jedoch stets an dem Problem, dass Stil durchaus nicht auf bloße Häufigkeiten (oder andere Messungen) reduziert werden kann.

Statistische Verfahren können nämlich unmittelbar nur Aspekte der Ausdrucksebene (bei Texten) oder der konkreten Ausführungsweise (bei Verhalten und Artefakten) messen. Diese sind jedoch nicht nur durch den Text, sondern ebenso durch Funktion (bei Texten und Artefakten), Inhalt (bei Texten) und Ziel (bei Handlungen und Verhalten) bestimmt. Andernfalls wäre Stil durch simple Messungen feststellbar und es bedürfte kaum der Entwicklung einer aufwendigen Stiltheorie. Zugleich wäre dann aber der kognitive Nutzen von Stil gering, weil

es nicht möglich wäre, beispielsweise zwei Texte verschiedenen Inhalts oder Artefakte verschiedener Funktion zu vergleichen und demselben Urheber zuzuordnen. Zu den Hauptaufgaben der Stiltheorie gehört es daher, zu zeigen, wie wir durch Inhalt, Funktion oder Zweck bedingte Regelmäßigkeiten bei der Betrachtung von Stilen ‚herausrechnen‘.

7. *Auf dem Weg zur Allgemeinen Stilistik*

In Abschnitt 2 haben wir gesehen: Stile sind so wichtig für uns, weil sie Information enthalten – und zwar über viele Aspekte unserer Umwelt, darunter auch solche, die uns nicht direkt zugänglich sind. So würde uns unser möglicher Geschäftspartner sicher nichts Negatives über seine Einstellung zu anderen Menschen erzählen; würden wir in seinem Umfeld nachforschen, könnten wir vielleicht etwas erfahren, aber das würde das Vertrauensverhältnis erschüttern und wäre sicher kein ‚guter Stil‘!

Doch wie kommt solche Information in einen Stil? Stile treten oft an gewöhnlichen Verhaltensweisen oder Artefakten auf, die keinen Kode verwenden und also direkt keine Information vermitteln. Und auch bei Texten (im weiten semiotischen Sinn von ‚Zeichenverwendungen‘, also auch beispielsweise lautsprachlichen und gestischen Äußerungen) handelt es sich nicht um die Information, die der Text direkt vermittelt: Diese wird als ‚Inhalt‘ bezeichnet und vom ‚Stil‘ des Texts unterschieden.

Stilistische Information wird also stets zusätzlich zu etwaiger kodierter Information übermittelt. Die in der Dissertation des Verfassers entwickelte Stiltheorie (Siefkes 2012; einführend auch Siefkes 2009 und 2011) klärt diesen Prozess, indem sie die Prozesse des Anwendens und Wahrnehmens von Stilen mit Hilfe einer Modellierung mit hoher Präzision darstellt. Die Modellierung besteht in einem detailliert ausgearbeiteten Computerprogramm, das allerdings auf abstrakten logischen Grundlagen (nämlich ‚Aspekten von Artefakten, Verhaltensweisen‘ usw.) operiert, aus denen ausgewählt werden kann. Es ist daher in der vorliegenden Form nicht lauffähig, sondern dient als darstellungsorientiertes Modell zum Verständnis der Prozesse und zur Gewinnung von Hypothesen über die Funktionsweise von Stil. Diese können dann im nächsten Schritt empirisch überprüft werden. Zudem ist es möglich, auf dieser Grundlage bereichsspezifische Stiltheorien zu entwickeln.

Die Leistungsfähigkeit der Theorie wird mit Beispielen belegt: So wird unter anderem der Stil des Architekten Richard Meier sowohl bezüglich seiner Merkmale, als auch bezüglich möglicher Interpretationen dargestellt, und eine Stilinterpretation des großen Virtuosen Franz Liszt, der sich mit der Zigeunermusik seiner Zeit auseinandergesetzt hat, wird analytisch in ihrer Vorgehensweise nachvollzogen. Eine ganze Reihe weiterer Beispiele belegt die Anwendbarkeit der Theorie und die präzise Darstellung von Stilen, die auf ihrer Grundlage möglich ist.

Eine Klärung ist auch bezüglich *stilistischer Interpretationen* möglich: Nehmen wir einen Stil wahr, dann bleiben wir meist nicht bei der bloßen Feststellung der *Merkmale* des Stils stehen, das heißt der Tatsache, dass eine Handlung auf eine bestimmte Weise vollzogen oder ein Artefakt auf eine bestimmte Weise ausgeführt wurde. Vielmehr überlegen wir, warum dies der Fall ist, versuchen Rückschlüsse auf die Umstände der Anwendung des Stils zu ziehen, erkennen Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Merkmalen oder ordnen ein Artefakt einer bestimmten Entstehungszeit zu. All diese Prozesse werden in der vorgeschlagenen Theorie unter *Interpretation* gefasst; sie haben gemeinsam, dass sie über die feststellbaren stilistischen Merkmale hinausgehen, aber auf diesen aufbauen.

In der entwickelten Stiltheorie ist somit eine *Interpretationstheorie* enthalten. Diese berücksichtigt eine Bandbreite an unterschiedlichen kognitiven Operationen: Dabei beschränkt sie sich nicht auf solche, die klassischerweise in Theorien des Denkens und Interpretierens berücksichtigt werden, wie die logischen Schlussverfahren (Deduktion, Induktion und Abduktion), sondern berücksichtigt auch Prozesse der Assoziation oder die Reaktion mit einem Gefühl auf den jeweiligen Stil.

Der vorgeschlagene Ansatz zur Interpretation ist in der Dissertation für die Stilinterpretation ausgearbeitet worden; er könnte jedoch durchaus auch verallgemeinert werden. Dazu müssten nur als ‚Input‘ der Interpretation neben den (zuvor in einem ersten Schritt festgestellten) stilistischen Merkmalen andere Sorten von Elementen zugelassen werden: Dies können beispielsweise wahrgenommene Aspekte eines Verhaltens oder Artefakts sein, womit dann eine allgemeine Interpretation möglich würde. Die Dissertation hat somit auch die Grundlage und die technischen Voraussetzungen für eine *allgemeine Interpretationstheorie* geschaffen.

Ausgehend vom entwickelten Modell werden zudem Aussagen über die Rolle von Stil in der Gesellschaft getroffen, etwa über das Verhältnis von Gruppen- und Individualstilen oder von sprachlichen Stilen zu Dialekten zu Soziolekten. Einige Ergebnisse dieser Untersuchungen wurden in Abschnitt 5 kurz vorgestellt.

Mit der Entwicklung der Stiltheorie, die hier kurz skizziert wurde, verband sich von Anfang an die Absicht, ein allgemeines Sprechen und Nachdenken über Stil auf wissenschaftlicher Grundlage zu ermöglichen. Auch wer die entwickelte Theorie nicht in allen Details akzeptiert, kann sie als Anregung verstehen, um ausgehend von den Problemstellungen, Überlegungen und Beispielen, die dort vorgestellt werden, Fragestellungen innerhalb der Allgemeinen Stilistik zu bearbeiten.

8. *Ausblick: Stilistik und Semiotik*

Stil ist eine alte und traditionsreiche Kategorie der geisteswissenschaftlichen Forschung, die in den letzten Jahrzehnten oft in ihrer Reichweite unterschätzt wurde. Doch hinter dem Begriff ‚Stil‘, der in seiner jahrtausendelangen Geschichte immer wieder unterschiedlich angewandt und definiert worden ist, verbirgt sich ein Phänomen, das in ganz verschiedenen Bereichen von Kultur, Gesellschaft und Verhalten eine erhebliche Rolle spielt. Es lohnt sich nach Auffassung des Verfassers, eine Allgemeine Stilistik in Angriff zu nehmen, die nach den Gemeinsamkeiten von Stil in diesen verschiedenen Bereichen fragt.

Für Literatur, Kunst und Architektur ist eine umfangreiche und tiefgehende Literatur zu Stil vorhanden, aber eine integrierende Grundlagenarbeit fehlte bislang. Mit Hilfe eines semiotischen Ansatzes konnte eine Begrifflichkeit zur allgemeinen, disziplinenübergreifenden Beschreibung stilistischer Phänomene entwickelt werden: So wurde es möglich, die beim Anwenden und Wahrnehmen von Stilen ablaufenden Zeichenprozesse zu modellieren und Stil damit auf einer grundlegenden Ebene einheitlich zu beschreiben. Eine solche Beschreibung kann und soll fachspezifische Stiltheorien nicht ersetzen, stellt aber eine gemeinsame Grundlage her, die es möglich macht, die Ergebnisse der einzelwissenschaftlichen Stilistik miteinander zu vergleichen und übergreifende Fragestellungen zu behandeln.

Die Geschichte der Stilforschung zeigt, dass eine allgemeine Stiltheorie nur auf Grundlage der Semiotik möglich ist. Es kann angenommen werden, dass Stil hier keine Ausnahme ist: Viele Probleme des geisteswissenschaftlichen Gegenstandsbereichs können ohne die Semiotik als Grundlagenwissenschaft nicht geklärt werden. Die Semiotik sollte allerdings bedarfsbezogen mit anderen Theorien und Ansätzen kombiniert werden; hier stellt sie beispielsweise nur das allgemeine Modell eines Zeichenprozesses bereit, während die konkreten Prozesse, aus denen Merkmalsprozess und Interpretationsprozess bestehen, mit Mitteln der Informatik modelliert werden. Beschränkt sich die Semiotik, wie dies auch heute noch manchmal zu beobachten ist, auf einige simple Unterscheidungen von Zeichentypen (Ikon, Index, Symbol) und Modelle von Zeichenprozessen, die auf verschiedene Gebiete angewandt werden, kann sie ihr Potential nicht ausspielen (vgl. Siefkes 2010a).

Umgekehrt darf es aber auch keine Verdrängung der Semiotik aus den Universitäten und dem Wissenschaftsbetrieb geben, wie sie sich heute andeutet (vgl. hierzu Siefkes 2010b); dies würde insbesondere für die Geistes- und Sozialwissenschaften zum Verlust einer wesentlichen Grundlagenwissenschaft führen. Heute spielt die Semiotik in vielen Disziplinen eine

wichtige Rolle.⁴ Zugleich macht es die fehlende akademische Etablierung schwer, sie auf anspruchsvollem Niveau zu lehren und zu lernen und damit Bestand und Weiterentwicklung sowie die Förderung von Nachwuchswissenschaftlern zu sichern.

Es ist daher von großer Wichtigkeit, die Semiotik als interdisziplinäre Grundlagenwissenschaft zu sichern und an den Universitäten zu etablieren. Erst dann können wir Phänomene wie Stil, die ihrem Wesen nach interdisziplinär sind, angemessen wahrnehmen und untersuchen. Obwohl wir im Alltagssprachlichen Sprechen eine breite Palette von Phänomenen als „Stil“ bezeichnen, war eine einheitliche Beschreibung, die das Gemeinsame dieser Phänomene erfasst, nicht verfügbar. So wichtig Stilforschung in Einzeldisziplinen ist, die Stil bereichsspezifisch (also etwa als sprachlichen Stil, Architekturstil oder Malstil) mit der jeweils angemessenen Terminologie untersuchen, so wünschenswert erscheint es doch, auch die gemeinsamen Grundlagen für diese verschiedenen Phänomene wissenschaftlich erfassen zu können. Dafür ist nach Auffassung des Verfassers die Semiotik erforderlich.

Das Beispiel Stil zeigt zugleich auch, wie wesentlich das Verständnis solcher interdisziplinär relevanten Phänomene für das Verständnis des menschlichen Zusammenlebens ist. Wer keine Begrifflichkeit für Zeichenprozesse hat, der kann nicht auf allgemeiner Ebene erfassen, wie Individuen interagieren, Gruppen bilden, sich abgrenzen, sich verstehen und missverstehen.

Diese beiden Ergebnisse aus der Frage nach einer Allgemeinen Stilistik – die Wichtigkeit der Semiotik für die Beschreibung von bereichsübergreifenden Phänomenen wie Stil, und die Wichtigkeit solcher allgemeiner Zeichenphänomene für Kultur und Gesellschaft – sollten in diesem Essay kurz beleuchtet werden.

9. Literatur

Anmerkung: In diesem Essay wurde weitgehend auf Literaturangaben verzichtet, da bei den meisten Themen nur eine willkürliche Auswahl aus der relevanten Literatur möglich gewesen wäre. Umfassende Literaturangaben zu allen genannten Forschungslinien und Aspekten von Stil finden sich in Siefkes 2012.

Bateman, John A. und Karl-Heinrich Schmidt (2012), *Multimodal Film Analysis. How Films Mean*. New York/London: Routledge.

⁴ Als Beispiel für eine aktuelle, anspruchsvolle und innovative Anwendung der Semiotik sei die filmwissenschaftliche Arbeit Bateman/Schmidt 2012 herausgegriffen.

Bourdieu, Pierre (1979), *La distinction. Critique sociale du jugement*. Paris: Minuit. Deutsch als (1982), *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Gadamer, Hans-Georg (1960), *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen: Mohr.

Siefkes, Martin (2009), „Zeichenmaterialität und Zeichenträger bei stilistischen Zeichen“. Kodikas/Code. *Ars Semeiotica* 32, 1-2 (Themenheft Zeichenmaterialität, Körpersinn und (sub-)kulturelle Identität): 63-83.

Siefkes, Martin (2010a), „Konferenzbericht über den 10. Weltkongress der International Association for Semiotic Studies (IASS-AIS), ‚Culture of Communication – Communication of Culture‘“, La Coruña, 22.-26.09.2009. *Zeitschrift für Semiotik* 32, 1-2 (2010): 196-204.

Siefkes, Martin (2010b), „Rezension von Winfried Nöth und Peter Seibert (Hg.), ‚Bilder beSchreiben. Intersemiotische Transformationen‘“. *r:k:m – Rezensionen:Kommunikation:Medien*, 19.08.2010. Online unter: <http://www.rkm-journal.de/archives/3625>; Einsicht am 18.01.2012.

Siefkes, Martin (2011), „Style. A New Semiotic View on an Old Problem“. In: Kodikas/Code. *Ars Semeiotica* 34, 1-2: 15-25.

Siefkes, Martin (2012), *Stil als Zeichenprozess. Wie Variation bei Verhalten, Artefakten und Texten Information erzeugt*. Würzburg: Königshausen & Neumann. Zugl.: Berlin, Technische Univ., Diss., 2010.